

Für unsere Mütter und Hausfrauen

Nr. 17 Beilage zur Gleichheit 1911

Inhaltsverzeichnis: Musterung. Von Ludwig Palaghi. — Von den Eingeborenen Inner-Australiens. III. — Über Schreibstörungen. Von Gb. — Feuilleton: Ein Lynchgericht. Von Owen Wisler. (Schluß.)

Von den Eingeborenen Inner-Australiens.

Nach Spencer und Gillen „The Native Tribes of Central Australia“.

III.

Musterung.*

's ist Musterung. Da treten Mann für Mann
In Reih' und Glied die jungen Leute an.
Ein grimmer Oberst, Arzt und Korporal
Erwarten präsend sie im kahlen Saal.
Befehl erschallt, sich nackend auszukleiden,
Ob gern, ob ungern, fragt der Kaiser nie,
Zur Wage tritt, entrückt den freien Walden,
Das Vieh, das Vieh.

Wie Ellenware mißt sie der Sergeant,
Indes sie zitternd stehn an kalter Wand.
Brust, Muskeln greift und schätzt man gleich in Haufen,
Als wollte pfundwels man ihr Fleisch verkaufen.
Verhandelt wird der Balg, der Jüngling stiert
Wortlos beklommen, halbwegs schon vertiert,
Ein Wunder, daß nicht brüllte schon und schrie
Das Vieh, das Vieh.

Wenn gut das Fleisch und ditto gut die Knochen,
Wird Brauchbarkeit dem Klumpen zugesprochen.
In einer schmutzig massigen Kaserne
Nimmt der Sergeant ihn, daß er Mannszucht lerne,
Mit Brust- und Rückenstößen in Empfang.
Sklavisch diszipliniert in Kompagnie
Wird hin und her gedreht am Koppelstrang
Das Vieh, das Vieh.

Da wird das Schamgefühl der jungen Seele,
Des Herzens frische Keuschheit stumpf und matt;
Da wird brutale Rohheit zum Befehle,
Und blinde Knechtschaft hat Befehesstatt.
Der stolze Geist muß sich Gemeinem beugen,
Was grob und schmutzig, was im Kot gedieh,
Davon muß fromm durch Tat und Wahrheit zeugen
Das Vieh, das Vieh.

Da wird dir Menschentotschlag, Plünderung, Mord
Mit Lust gelehrt, ein Hohn auf Gottes Wort.
Du lernst die Notzucht keine Schande heißen,
Lernst Land und Volk in blut'ge Stücke reißen,
Geschwister, Väter, Mütter niederstechen,
Wenn das Kommando dir die Vollmacht lieh,
Nach Trommeltakt lernt jegliches Verbrechen
Das Vieh, das Vieh.

Was übrig blieb aus jener dunklen Zeit,
Wo mit dem Keulenstumpfe mordgeweiht
Der Tiermensch auszog, Feinde zu enthäuten
Und fremder Weiber Schoß sich zu erbeuten . . .
Wogegen edle Seelen zornentloht
Umsonst sich bäumen, ekel bis zum Tod,
Als Regel lernt, was Wildheit auf uns spie,
Das Vieh, das Vieh.

O Kindsvieh, Kindsvieh, Tier im Menschenleibe,
Des Feindes blinde, todbestimmte Scheibel
Mit deines fahneneides feigem Schwur
Kanonenfutter für die andern nur . . .
Unwissend du, stumpfsinnig, adellos
Behorcht du des Kommandos Despotie;
Bleibst du denn ewig aller Menschheit bloß,
Ein Vieh, ein Vieh?

Ludwig Palaghi.

Die Gruppe zieht in dem Gebiet umher, das ihr Eigentum ist, meist in kleinen Abteilungen von einer oder zwei Familien. Häufig wandern zwei oder mehr Brüder zusammen mit ihren Weibern und Kindern. Sie lassen sich an Wassertümpeln nieder, um die sich pflanzliches und tierisches Leben entfaltet, das dem Eingeborenen den Unterhalt sichert. Zwischen Gebüsch und Summibäumen, die den Tümpel umgeben, ist das kleine Lager der Eingeborenen aufgeschlagen, das je nach der Zahl der Familien von 1, 2 oder mehr Mia-mias, einer Art von Hütten, gebildet wird. Ein Mia-mia besteht einfach aus aneinandergeliegentem Buschwerk. Dieses wird so aufgestellt, daß es die Bewohner vor dem vorherrschenden Wind schützt, der während der Winterzeit meist aus Südosten weht. Vor dem Mia-mia oder innerhalb dieses, wenn es kalt ist, brennt ein kleines Feuer von Zweigen. Ein kleines Feuer, denn der Eingeborene macht nie ein großes Feuer, wie das der weiße Mann zu tun pflegt. Der Wilde mag sich über den Weißen wundern, der zuerst ein großes Feuer macht, und es dann so heiß findet, daß er gar nicht in dessen Nähe verweilen kann. Der Eingeborene sucht nur ein kleines Feuer zu unterhalten, damit er daran liegen kann; während der Nacht nährt er es mit kleinen Zweigen, so daß es stets brennt, ohne je so viel Hitze zu geben, daß er davon weggehen müßte. Jede Familie, bestehend aus einem Mann und einer Frau oder mehreren Frauen und Kindern und stets begleitet von Hunden, bewohnt ein Mia-mia. Der Dingo, der australische Hund, ist das einzige Haustier, das der Wilde erzogen hat. Heutzutage sind die Dingo's, die vor allem den Schafferden der Weißen gefährlich wurden, verdrängt durch die von den Europäern eingeführten Hunde. Überall in Australien sieht man in den Lagern der Eingeborenen alle nur möglichen Kreuzungen von Hunden, die sich in Scharen herumtreiben, da der Eingeborene nie einen Hund tötet.

Früh am Morgen im Sommer, im Winter nicht ehe die Sonne schon ein gutes Stück über dem Horizont steht, sind die Bewohner des Lagers auf den Weiden. Zeit spielt keine Rolle für sie, und falls es keinen Mangel an Nahrung gibt, so lungern Männer und Weiber müßig herum, während die Kinder lachen und spielen. Muß Nahrung gesammelt werden, so ziehen die Weiber aus, begleitet von den Kindern und bewaffnet mit Grabstöcken und hölzernen Trögen. Der Tag wird dann im Busche verbracht mit dem Fangen kleiner Tiere, wie Eidschfen und kleinen Beuteltieren, und dem Sammeln von Pflanzen. Die Männer ergreifen vielleicht ihre Waffen, Speer und Bumerang, und begeben sich auf die Jagd auf größeres Wild, wie Emus und Kängurus.

Waffen, Werkzeuge und Gerätschaften der Eingeborenen sind verhältnismäßig gering an Zahl und einfacher Art. Eine Frau besitzt stets ein Pitschi, das ist ein Holztrug, in dem Wasser und Nahrung geführt wird. Die Frau trägt ihn auf dem Kopfe oder auf der einen Hüfte mit einem Strick aus Menschenhaar oder mit einem gewöhnlichen Strang aus dem Fell eines Tieres über der Schulter befestigt. Nicht selten wird auch ein kleines Kind in dem Pitschi umhergetragen. Das einzige andere Gerät der Frau ist der Grabstock. In seiner gewöhnlichsten Form ist dies ein gerader Holzstab, an einem oder auch an beiden Enden stumpf zugespitzt und von einer solchen Größe, daß er bequem in der Hand mitgeführt und zum Graben im Boden benützt werden kann. Bei der Arbeit hält die Frau den Stock in der rechten Hand nahe an seinem unteren Ende, und abwechselnd mit der einen Hand den Stock in den Boden stoßend und mit der anderen die losgelöste Erde auszuhaufeln, gräbt sie mit überraschender Geschwindigkeit ein Loch in den Boden. Wo im Busche die Honigameisen leben, eine Lieblingspeise der Eingeborenen, da kann man manchen Morgen des harten, sandigen Grundes umgegraben sehen, umgegraben einzig mit dem Grabstock der Weiber, die diese Insekten sammeln. Ein solcher Platz bietet das Aussehen eines verlassenen Feldes dar, auf dem Goldgräber lange geschürft haben. Die Frauen graben häufig bis zwei Meter und noch tiefer in die Erde und gebrauchen dabei ein kleines Pitschi als Schaufel, um die Erde auszuheben. Natürlich ziehen die Kinder mit den Weibern aus, und von dem Augenblick an, wo sie herumwalscheln können, beginnen sie die Bewegungen ihrer Mütter bei der Arbeit nachzuahmen. Während im Busche eine Frau nach

* Aus dem „Buch der Freiheit“. Frei nach dem Ungarischen von Karl Hendell.

Eidechsen oder Honigameisen gräbt, arbeitet ihr kleines Kind neben ihr. Mit einem winzigen Grabstock bewaffnet, nimmt es den ersten Unterricht in einer Tätigkeit, die, falls das Kind ein Mädchen ist, die Hauptbeschäftigung seines Lebens bilden wird.

Wir sagten schon, daß die Eingeborenen unter gewöhnlichen Umständen, abgesehen von Schmuck, völlig nackt sind, und so ist eine Frau bei ihrer Arbeit durch Kleidung wenig behindert. Die Frauen tragen ein oder mehrere Halsbänder, die gewöhnlich aus Fellhaaren gewunden und dick mit Fett und rotem Ocker überzogen sind. Jüngere Weiber haben auch lange Halschnüre aus den glänzenden roten Samen des Bohnenbaumes.

Der Mann trägt auf der Stirn ein breites Band von Schnüren aus Fellhaaren. Um den Hals hat er ähnliche Ringe wie die Frauen. Sein Haar ist stark eingestutzt und mit rotem Ocker beschmiert. Fast immer tragen die Männer um die Lenden einen Gurt aus Menschenhaar. Ist ein Mann besonders eitel, so hat er durch die Nasenscheidewand einen Knochen gesteckt, der an einem Ende mit einem Krattenschwanz oder einem Busche Kalabusfedern verziert sein kann. Ein weiteres Stück der Kleidung, wenn man von einer solchen reden will, ist eine kleine an den Schamhaaren befestigte Quaste aus Fellschnüren. Ist diese Schamquaste noch mit weißem Pfeifenton beschmiert, so dient sie mehr als ein den Blick auf sich ziehendes Schmuckstück, denn als eine Verhüllung. Die Waffen des Mannes sind Schild, Bumerang (Wurfscheibe), Speer und Speerscheuler oder Wurfschwert. Die Schilde werden aus dem leichten Holze des Bohnenbaumes verfertigt, und ihre Herstellung ist daher auf die nördlichen Gebiete des Inneren beschränkt, in denen dieser Baum wächst. Namentlich der Warramungastamm ist wegen seiner Schilde berühmt, und diese werden durch Austausch weithin im Inneren Australiens verbreitet. Die Speerscheuler oder das Wurfschwert ist ein rinnenförmig ausgehöhltes Stück Mulgaholz von 60 bis 75 Zentimeter Länge. In seinem vorderen Ende läuft es allmählich zu einem schmalen Handgriff aus, während es hinten mehr unvermittelt ein stumpfes Ende bildet; an diesem hinteren Ende ist mittels einer Sehne ein kurzes Stück harten Holzes befestigt mit einer scharfen Spitze nach vorn, die in ein Loch am Ende des Speeres paßt. Auf dieses Wurfschwert wird der Speer beim Schleudern aufgelegt. Durch das Wurfschwert wird der Speer beim Schleudern verlängert, es wird ein langer Hebelarm geschaffen, der dem Speer eine größere Anfangsgeschwindigkeit und damit größere Durchschlagkraft verleiht. Gewöhnlich ist an dem Handgriff des Wurfschwertes mit einem Klumpen Harz ein scharfkantiges Stück Feuerstein oder Quarzit befestigt, das ein wichtiges Schneidewerkzeug des Eingeborenen darstellt.

Große Känguruhs erjagen die Männer durch Anschleichen. Mit vollkommen unhörbaren Schritten, sich hinter Gebüsch oder großen Grasbüscheln deckend, nähert sich der Eingeborene dem Tier so weit, daß er den Speer mit Aussicht auf Erfolg schleudern kann. Manchmal jagen auch zwei oder drei Männer gemeinschaftlich; während der eine im Hinterhalt auf dem Anschlag steht, treiben ihm die übrigen das Wild so nahe als möglich zu. Auch die Weiber leisten den Männern Treiberdienste, namentlich bei der Jagd auf kleinere Känguruhs. Um den Emu, den australischen Strauß, zu erbeuten, werden in manchen Gegenden die Blätter einer Pflanze benutzt, die eine betäubende Wirkung ausüben. Ein Auszug aus diesen Blättern wird in ein kleines Wasserloch geschüttet, aus dem der Vogel zu trinken pflegt. Verborgen hinter einem Busche liegt der Eingeborene auf der Lauer. Der Vogel kommt, trinkt, wird von dem Wasser betäubt und fällt dem Speer des Eingeborenen leicht zur Beute. Auch die neugierige Natur des Emus machen sich die Eingeborenen zunutze. Ein Eingeborener trägt einen Aufpuß, der dem langen Hals und dem kleinen Kopf des Vogels ähnlich ist, und nähert sich damit seinem Opfer, hier und da Halt machend, und dann wieder in der ziellosen Weise des Vogels umherschreitend. Der Emu ist voll Begier, dieses Geschöpf kennen zu lernen, und wartet und paßt so lange auf, bis der Eingeborene die Möglichkeit hat, seinen Speer aus nächster Nähe zu schleudern. Manchmal wird auch eine tiefe Grube an einem Orte gegraben, wo der Vogel zu äßen pflegt. Auf dem Grunde der Grube wird ein kurzer Speer mit scharfer Spitze aufrecht befestigt und dann die Grube mit Büschen und Erde zugedeckt. Der Emu kommt, um die Sache zu untersuchen, fällt in die Grube und wird von dem Speer durchbohrt. Mit dem Bumerang werden andere Vögel erlegt, wie die Felsentauben, die sich in Scharen um die Wasserstellen sammeln, oder der Adlerfalk, dessen Flaum als Schmuck sehr geschätzt ist.

Alles, was nur essbar ist, dient als Nahrung, wenn man von gewissen Beschränkungen absieht, die teils bestimmten Gruppen, teils dem einzelnen zu gewissen Zeiten auferlegt sind. Viele Pflanzen werden roh, andere in heißer Asche geröstet gegessen. Häufig werden große Mengen der Hälsen einer Art gesammelt, auf heiße

Asche gelegt und darüber wird wieder heiße Asche gedeckt; die Eingeborenen sehen sich darum, enthälsen die Samen und essen sie wie Erbsen. Von den Tieren werden die größeren meist in mehr oder minder flachen Erdgruben mit heißer Asche gebraten.

Die Fähigkeit der Eingeborenen im Entdecken, Deuten und Verfolgen von Spuren ist bekannt. Wenn man aber diese Wilden nicht selbst am Werke gesehen hat, kann man sich keinen Begriff von der Geschicklichkeit machen, die sie darin entfalten. Doch rührt diese Fähigkeit nicht etwa daher, daß der Gesichtssinn des Wilden stärker ist als der des Zivilisierten. Im Durchschnitt ist weder der Gesichtssinn noch der Gehörsinn beim Eingeborenen schärfer entwickelt als beim Weißen. Nur sind die Eingeborenen durch ihre Lebensbedingungen von jeher gezwungen und gewöhnt, Einzelheiten zu bemerken und untereinander in Zusammenhang zu bringen, auf die wir gar nicht achten, weil sie für uns gewöhnlich keine Bedeutung besitzen. Von frühester Kindheit an werden Knaben und Mädchen gleicherweise dazu erzogen, auf jede Spur jedes lebenden Wesens zu achten. Die Frauen namentlich unterhalten sich gern und häufig damit, auf dem sandigen Grunde die Fahrten verschiedener Tiere nachzumachen, und sie stellen diese mit ihren Händen wunderbar genau her. Und nicht nur kennen sie die verschiedenen Fahrten der Tiere, sie unterscheiden auch die Spuren einzelner Männer und Frauen und erkennen den Fußabdruck jedes einzelnen ihrer Bekannten. Doch gibt es in der Entwicklung des Spürsinnes große Unterschiede unter den Eingeborenen.

Während die Eingeborenen in Dingen, die mit ihrem täglichen Leben verknüpft sind und von denen ihr Lebensunterhalt abhängt, bemerkenswerte Fähigkeiten aufweisen, sind sie in anderen Beziehungen geistig ziemlich unentwickelt. In Alice Springs können sie gelegentlich mit Hilfe ihrer Finger bis fünf zählen, aber meist werden alle Zahlangaben, die vier überschreiten, mit dem Worte „Schlafen“, Monden und Mondphasen berechnet. Längere Zeiten rechnen die Eingeborenen nach Jahreszeiten, in denen sie Bezeichnungen für Winter und Sommer haben. In mancher Hinsicht ist ihr Gedächtnis wunderbar stark. Für alle Tiere und Pflanzen, die von irgend einer Bedeutung für sie sind, für all die verschiedenen Formen der Insekten, Mäuse, Vögel usw. und ebenso für die verschiedenen Arten des Busches und der Gräser haben sie bestimmte Namen, und bei Tieren bezeichnen sie immer das Geschlecht. Ihre geistigen Fähigkeiten sind eben ganz in der Richtung der Bedürfnisse ihres täglichen Lebens entwickelt.

o o o

Ueber Schreibstörungen.

Wie die Sprache verschiedenen Störungen, zum Beispiel Stottern, Stammeln, Lispeln usw. unterworfen sein kann, so weist auch das Schreibvermögen mitunter bestimmte Fehler und Mängel auf. Fast jedes psychische Leiden, kann man sagen, hat auch Eigenartigkeiten der Schrift zur Folge. So haben Idioten zum Beispiel die Eigenheit, beim Schreiben unwillkürlich sinnlose Wörter und Silben einzuschreiben. Weiter sei hingewiesen auf die Jägellofigkeit der Schrift von Schwachsinnigen leichteren Grades, wobei Versekung und Verwechslung der Buchstaben, Schreiben ohne Gleichmaß, Verwischung der Wortbilder bis zur Unkenntlichkeit vorkommen; ferner auf die Zitterchrift bei zerebralen Lähmungen, das heißt Lähmungen, die ihre Ursache in Störungen der Gehirntätigkeit haben. Endlich treten auffallende Erscheinungen der Schrift auf bei Epilepsie, Paralyse, Dementia (Blödsinn) usw. Aber es gibt auch Schriftstörungen, bei denen eine in die Augen springende Krankheit nicht festzustellen ist, obgleich, das sei gleich bemerkt, doch schließlich irgendwelcher körperlicher Defekt zugrunde liegen muß. Recht interessantes Material in bezug auf Schreibstörungen bietet uns die experimentelle Psychologie durch die planmäßige Beobachtung der Ausdrucksbewegungen.

Das „Schreibstottern“ ist charakterisiert durch die Unfähigkeit, ein Wort anstandslos zu schreiben, obgleich man sich genau der Schreibweise des Wortes bewußt ist. Wie beim Stottern, so wird auch hier verschiedene Male zum Schreiben angefaßt, bis es endlich gelingt, das gewünschte Wort zu schreiben. Verhan berichtet über einen Patienten, der statt „Driburg“ immer schrieb „Dr Driburg“. Beim „Schreibstottern“ liegt wohl irgend eine Störung im Schriftzentrum des Gehirns vor oder aber auch in den entsprechenden motorischen Nervenbahnen, also in den Nerven, die die Bewegung der zum Schreiben notwendigen Muskeln auslösen. Die Heilung, wenn eine solche erfolgt, geht nur sehr langsam vor sich. Es gehört dazu konsequente Übung, fortgesetzte Wiederholung. Hierdurch kann der bestehende Defekt gehoben werden oder das anderseitige Gehirnzentrum den Dienst des erkrankten übernehmen.

Verwandt mit dieser Erscheinung ist das „Schreibstammeln“. Auch dieses ist bedingt durch eine Störung in dem Schreibzentrum oder seinen Nervenverbindungen, womit meist Willensschwäche, Energielosigkeit, starke Schwankungen der Stimmung Hand in Hand gehen. Es werden dabei einzelne Buchstaben ganz weggelassen oder durch andere ersetzt; auch Umstellungen von Buchstaben kommen vor, und manchmal in solchem Maße, daß das Wort oder der Satz bis zur Unkenntlichkeit entstellt wird. Wer könnte zum Beispiel entdecken, daß der Satz: „Käru barut us der Bom ein Bief“ heißen soll: „Gestern brachte uns der Bote einen Brief“? Für die Heilung dürften dieselben Maßnahmen zu ergreifen sein wie beim „Schreibflottern“. Das „Schreibstammeln“ wie das „Schreibflottern“ kommen nicht sehr häufig vor.

Bei der „Agraphie“ ist durch eingetretene Krankheit das Schreibvermögen aufgehoben. Man unterscheidet verschiedene Formen der Agraphie. Die amnestische Agraphie ist das Unvermögen der Erinnerung an die Worte ihrem Schriftbild nach. Einem Menschen, der daran leidet, fällt nicht das zu einem Lautwort gehörige Schriftbild ein, er kann das Wort nicht schreiben. Liegen nicht noch andere Störungen vor, so kann der Betreffende das Wort nachschreiben, wenn man es ihm vorschreibt. Bei der ataktischen oder motorischen Agraphie schwebt dem Kranken das Schriftbild eines Wortes im Bewußtsein richtig vor, er findet aber nicht die zum Schreiben nötigen willkürlichen Bewegungsimpulse. Bei diesen beiden Formen der Agraphie kann Geschriebenes gelesen und verstanden werden, es besteht nur das Unvermögen, etwas schriftlich zum Ausdruck zu bringen. Die Unfähigkeit hingegen, bei gesunden Augen und normaler Intelligenz Geschriebenes dem Sinne nach zu verstehen, wird als sensorische Agraphie, Schriftblindheit, bezeichnet. Verursacht wird die Agraphie durch Schlaganfälle, Gehirnweichung, Bluterguß oder Neubildungen im Gehirn, Hirnhautentzündung. Mitunter geht die Agraphie bald vorüber, manchmal dauert sie aber auch wochen- und monatelang oder besteht dauernd.

Häufiger ist eine andere Schriftstörung, nämlich die „Spiegelschrift“. Verhältnismäßig am stärksten tritt sie auf bei geistig Minderwertigen. Nach einer Statistik der Idiotenanstalt zu Dallsdorf bei Berlin waren unter deren Insassen 50 Prozent gefunden worden, welche mit der linken Hand Spiegelschrift schrieben. Man hat auch in Normalschulen Erhebungen über diese Schriftstörung angestellt. In den untersten Klassen von Normalschulen fand man 18,2 Prozent, in den oberen Klassen nur 0,7 Prozent Spiegelschrift Schreibende. Mit der Zunahme der Intelligenz, mit der fortschreitenden Entwicklung wird die Zahl der Spiegelschriftschreiber immer geringer. Wegen des häufigen Vorkommens bei geistig Minderwertigen war man versucht, die Spiegelschrift als ein Merkmal des Schwachsinns anzusehen. Doch ist diese Annahme nicht begründet. Schrieb doch ein so umfassender Geist wie Leonardo da Vinci, der in Linkshänder war, Spiegelschrift. gh.

schleunige Flucht zu entziehen. Er sah den Kutscher einen Augenblick unentschlossen an, dann aber fand er diesen Plan selbst zu tollkühn. Wenn er hier eingreifen wollte, so konnte das später geschehen.

Der Kutscher hatte den Blick des Scherifs ganz richtig verstanden. Er stellte sich innerlich sofort auf seine Seite, obgleich er kein Zeichen des Einverständnisses gab. Im Weiterfahren mußte er beständig an den Schrei des Gefangenen und an das bischen wertlosen Goldstaub denken. Dabei wurde es ihm immer klarer, daß die Sache vor das Gericht und vor zwölf ruhige Männer gehörte. Seine Freund war gleichfalls mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt. So sprachen beide auf ihrer einsamen Fahrt kein Wort miteinander. Die Pferde merkten bald, daß sie unbeobachtet waren, sie verlangsamten das Tempo, und da kein Peitschenhieb sie antrieb, machten sie es sich bald noch bequemer. Sie rissen einzelne Zweige von den am Wegesrand stehenden Bäumen ab und fraßen sie beim Weiterlaufen behaglich auf. Als auch diese Mißtat ungestraft blieb, gaben sie jede Anstrengung, Postpferde zu sein, so vollständig auf, daß der Kutscher doch endlich aufmerksam wurde. Mechanisch hieb er auf die Pferde ein und brachte sie auf diese Weise wieder zu einer rascheren Gangart.

Dann aber riß er sie plötzlich scharf zurück. Ein Gedanke hatte sein Gehirn gekreuzt. Der Gefangene mußte von Gap fortgeholt werden. Allein konnte der Scherif da gar nichts ausrichten. Der Kutscher wandte sich an seinen Freund:

„Man könnte da helfen, wenn man sich eine kleine Freiheit mit Wells und Fargos Pferden erlaube. Was meinst du, Wells und Fargo* werden das doch nicht übelnehmen! Der Mann ist doch einer von ihren Beamten. Die Post kann ebenfotgut von zwei Pferden gezogen werden, weil sie doch leer ist, und diese beiden anderen Pferde können möglicherweise in Gap von großem Nutzen sein. Ich kann meinen Posten natürlich nicht verlassen, aber ein Mann wäre ja auch genug.“

„Ja ja, das läßt sich machen,“ stimmte der Freund zu.

Beide kletterten von ihrem hohen Sisse herunter und spannten die Stangenpferde aus. Es waren schwere Pferde und nicht gerade sehr geeignet, um eine Flucht zu bewerkstelligen, aber weiter als zu Fuß kam man doch immer mit ihnen. Bald darauf trennten sich die Freunde. Der Kutscher fuhr die Straße weiter herauf, der andere verschwand mit den Pferden im Walde.

Die Gedanken des Scherifs arbeiteten angestrengt, während er in Gesellschaft der Minengräber und ihres Gefangenen dahinschritt. Der Gefangene hatte alles gesagt, was er zu sagen hatte, und ging jetzt, in Schweigen versunken, dahin. Der erste furchtbare Schreck hatte ihn seiner männlichen Festigkeit beraubt, jetzt kam sie ihm wieder zu Hilfe, und er empfand eine gewisse Scham darüber, daß er sich so haltlos und unbeherrscht gezeigt hatte. Seine erbitterten Wächter führten ihn, gleichfalls schweigend, in großer Schnelligkeit durch den Wald. Der Scherif war froh, daß sie einige Meilen weit zu gehen hatten. Er hoffte, daß die Zeit und die körperliche Ermüdung die Wut der Männer etwas dämpfen würde. So sehr er sich anstrenge, fielen ihm keine Wilderungsgründe ein. Er mußte nur, was die anderen auch wußten, und seine einzige Hoffnung war, daß sich die Sache in Gap etwas mehr aufklären würde. Er blickte sich nach Drylyn um, las aber in dessen ernstem, unbewegtem Gesicht nichts, was seinem, allen Vernunftsgründen zum Troste, immer wieder auftauchenden Argwohn neue Nahrung hätte geben können. Trotzdem war er aber von der Unschuld des Gefangenen überzeugt.

In Gap lagen die Sachen noch genau so wie am Morgen. Der Scherif konnte nichts finden, was ihm hätte auf die Spur helfen können. Plötzlich indessen bemerkte er, daß Drylyn verschwunden war. Man sagte ihm, daß er hingegangen wäre, um die Gazelle zu sehen, und erzählte ihm noch einmal, daß er sie sehr geliebt hätte.

„Sehr geliebt,“ sagte der Scherif nachdenklich. „Wo ist sie jetzt?“

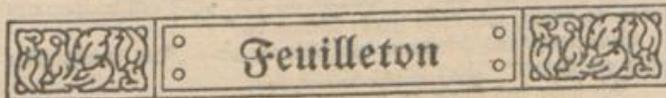
„Sie liegt noch auf ihrem Bette, so wie vorher,“ antwortete eine Frau, „wir haben sie nur etwas zurecht gemacht.“

„Ich will mal einen Blick auf sie werfen — und auch auf ihn. Ihr werdet nichts tun, bevor ich zurückkomme, Jungens, nicht wahr?“

„Wenn Sie das durchaus mit ansehen wollen, können wir ja warten, bis Sie wiederkommen, Scherif,“ antwortete der Kalifornier.

Der Beamte ging in das Zelt und fand Drylyn ruhig und stumpf über die Leiche gebeugt stehen. Er war sicher, daß er ihm nun nicht mehr entfliehen würde. Der Scherif verließ das Zelt,

* Wells und Fargo ist die Firma der größten und bekanntesten Frachtbeförderungs-gesellschaft des amerikanischen Westens.



Ein Lynchgericht.

Von Owen Wister.

(Schluß.)

Der Scherif fragte sich, ob der Mann die Wahrheit spreche — es klang in der Tat so. Der Kalifornier stieß seinen Nachbar bei dieser neuen Erklärung an. Das wollte gar nichts sagen, daß der Mann nur so wenig Goldstaub bei sich hatte — der Widerruf der ersten Erzählung bestätigte die Minengräber nur in ihrem Verdacht. Und während der Scherif sich vornahm, ein regelrechtes Verhör anzustellen, beschlossen die Minengräber, das Verbrechen sofort zu bestrafen. Am liebsten hätten sie das Geschäft hier gleich erledigt, um zum Abendessen wieder nach Hause zu sein. Tannen waren ja zur Hand, und ein Strick fand sich wohl in der Postkutsche. Die Vorstellungen des Scherifs, daß sich vielleicht inzwischen in Gap noch andere Spuren gefunden haben könnten, ließen die Männer ungerührt, aber der Einwand des Kutschers, daß man in Gap sehr enttäuscht sein würde, das Schauspiel nicht mit anzusehen, leuchtete ihnen ein, und so beschlossen sie, den Mann nach Gap zurückzubringen.

Drylyn äußerte seine Meinung nicht; er sprach überhaupt kein Wort. Seine Schweigsamkeit fiel jedoch nicht auf, man hatte ihn vollständig vergessen. Was sollte man hier jetzt noch lange herumstehen? Die Minengräber nickten dem Kutscher zu und verschwanden mit ihrem Gefangenen im Walde. Einen Augenblick kam dem Scherif der Gedanke, sich mit dem Kutscher ins Einverständnis zu setzen und den Gefangenen der blinden Wut der Menge durch

ohne ein Wort zu sagen, und lehrte zu dem Gefangenen und seinen Wächtern, die sich vor der Tanzhalle befanden, zurück. Sie hatten inzwischen nur einen Strick herbeigeht und warteten in aller Ruhe auf ihn.

„In Arkansas lebte einmal ein Mann, der gar kein Urteilsvermögen besaß,“ begann der Scherif.

„Nun ja, so schlecht erzieht man die Leute in Arkansas,“ sagte der Kalifornier, und die Männer bildeten einen Kreis um den Scherif und den Gefangenen.

„Die Frau des Mannes hatte Urteilsvermögen, aber sie starb.“
„Das beweist schon gutes Urteil,“ bemerkte der Kalifornier.

„Der Mann mußte die Farm nun allein bewirtschaften. Sie besaßen eine Geflügelzucht, und der Mann wußte, daß die Frau immer Hennen auf Enteneier gesetzt hatte. Er hatte sie nie gefragt, weshalb sie das täte, er wußte nur, daß sie es getan hatte. Da sich im Hühnerstall viele Eier fanden, aber keine Hennen, die brüten wollten, so nötigte der Mann, der kein Urteil hatte, eine Ente, die Eier auszubrüten. Es war eine sehr gute, aber etwas häßliche Ente. Als die Küken ausgekrochen waren, nahm sie sich nicht die Zeit, sie zu betrachten, sondern führte sie sofort an den Teich. Da die Küken nicht in das Wasser gehen wollten, stieß sie sie mit Gewalt hinein, so daß sie jämmerlich ertranken. Am nächsten Tage kam eine Henne mit jungen Enten an den Teich. Die Entenküken befanden sich sehr wohl im Wasser, und die Hühnermutter schritt inzwischen gackernd am Ufer auf und ab. Als die Ente das sah, erkannte sie ihren Irrtum und war sehr unglücklich. Aber die kleinen Küken waren im Himmel.“

Der Scherif bemerkte, daß es ihm gelungen war, die Wut der Männer etwas zu beschwichtigen, und er fuhr fort. „Nun, Jungens, ist das hier nicht etwas Ähnliches wie mit der Ente? Ich weiß nicht, was ich noch sagen könnte, und ich weiß nicht, ob ich irgend etwas tun könnte. Die Sache sieht schlecht für den Mann hier, das sehe ich ebensogut wie ihr. Aber, Jungens, es ist entsetzlich, einen Unschuldigen zu töten! Ich habe das einmal miterlebt und war — Gott verzeih' mir — selbst mit dabei! Es war ähnlich wie heute. Wir gingen aus, ihn zu suchen, und waren ganz sicher, auf der rechten Spur zu sein. Wir kamen an eine merkwürdige, uns ganz unbekannte Hütte hoch oben in den Bergen. Hier mußte er sich versteckt halten! Während über das begangene Verbrechen, sann wir nur auf Rache. Der soll uns nicht entweichen, dachten wir. Wir machten unsere Flinten schußbereit und krochen zwischen den Bäumen durch bis dicht an die Hütte heran. Dann riefen wir nach dem Manne, und er kam mit einem Buche in der Hand heraus. Er sah aus wie der Mann, den wir suchten, und, Jungens — wir liebten ihm keine Zeit . . . Er hat nie erfahren, weshalb wir schossen! — Es war ein harmloser, alter Prospektor*, der es müde geworden war, dem Glück nachzujagen und nach Gold zu suchen. Aber seine Tür hatte er die Worte gemalt: 'Hier bringt das Böse nicht mehr störend ein.' Er hatte geglaubt, daß die Welt ihn hier oben in Frieden lassen würde. . . . Seitdem habe ich immer ein Gefühl, als gehörte mein Leben in erster Linie jenem alten Manne und dann erst mir selbst. Ich stehe hier ganz allein. Ihr wißt, daß ich als einzelner nicht viel ausrichten kann. Deshalb bitte ich euch: achtet das Gesetz! Ich gebe zu, daß das Gesetz in diesem großen Lande an manchen Orten noch zu jung und an manchen Orten schon zu verfault ist, um sich Achtung zu verschaffen. In solchem Falle muß der amerikanische Bürger zur Selbsthilfe greifen. Aber ist das hier bei uns nötig? Nennt mir doch einen einzigen Mann hier, der den Schuldigen nicht mit dem Tode bestraft zu sehen wünschte! Müßten wir ihn nicht, gerade weil das so ist, die Möglichkeit geben, sich von dem Verdachte zu befreien? Ich sehe wieder den Prospektor an seiner Tür! Ein alter, harmloser Mann kam furchtlos auf unseren Ruf heraus, weil sein Gewissen rein war. Und wir schossen ihn nieder, ohne ein Wort zu sagen! — Jungens, der Alte hat ein Recht auf mich! Und wenn ihr darauf besteht —“

Der Scherif hielt inne, befriedigt von dem Eindruck, den seine Erzählung auf die Minengräber gemacht hatte. Einige kannten die Geschichte von dem Prospektor — sie hatte in der Zeitung gestanden —, aber daß der Scherif dabei beteiligt gewesen war, hatten sie nicht gewußt. Sie begriffen sehr gut, daß er seine Tat mit der Verteidigung dieses Gefangenen sühnen wollte. Es trat Stille ein, und die Stimmung schien sich zugunsten des Gefangenen zu neigen.

Plötzlich erklang Pferdegetrappel. . . . In demselben Augenblick kam Drylyn aus dem Zelt heraus. Als er die Pferde erblickte, begriff er sofort, daß es sich um einen Rettungsversuch handelte. Er erwachte plötzlich aus seinem dumpfen Traurzustand und lief, einem

menschlichen Antrieb folgend, den Hügel hinab, um zu helfen. Der Scherif, der ihn zufällig bemerkte, glaubte, daß er entfliehen wollte.

„Seht, das ist der Mörder!“ rief er aufgeregt. Einige Männer rannten zum Hügel, und als sie den laufenden Drylyn und die Pferde da unten erblickten, wußten auch sie sofort, daß es sich um einen Fluchtversuch handelte. In wilder Hast liefen sie zurück, packten den Scherif, warfen ihn zu Boden und hielten ihn fest, weil sie glaubten, daß er in heimlichem Einverständnis mit dem Kutscher gehandelt hätte.

„So, du warst allein — warst du allein?“ schrie der Kalifornier. „Nun, deine Rede war gut. Halt still, wir tun dir nichts!“

Diese scheinbare Falschheit des Scherifs reizte die Wut der Männer auf das Äußerste. Sie rotteten sich zusammen, und rasch wie der Blitz war das Schicksal des Gefangenen entschieden. Die Schlinge wurde ihm um den Hals geworfen, und das Todesurteil nahm seinen Lauf. . . .

Als Drylyn vorsichtig den Hügel hinauf geschlichen kam, um zu erspähen, ob der Augenblick für die Befreiung des Angeeschuldigten günstig wäre, sah er, wie sich der in der Luft schwebende Körper dunkel vom klaren Abendhimmel abhob. Mit wildem Aufschrei stürzte er auf die Männer zu — sie packten ihn und hielten ihn fest. Erst als der Strick seine Schuldigkeit getan hatte, ließen sie ihn los und gaben auch den Scherif frei.

Inzwischen war der Freund des Kutschers, der seine Pferde unter den Tannen hatte stehen lassen, herbeigekommen.

„Ihr habt es gut gemeint,“ wandte der Scherif sich an ihn. „Erzähle den Jungens doch, wie du hierher gekommen bist. Sie glauben, daß ich sie belogen habe.“

„Ich werde ihnen die Sache erklären,“ sagte Drylyn. „Ich bin der Mann, den ihr suchet!“

Die Männer blickten ihn betroffen an. Ihre Leidenschaft hatte sich ausgetobt — jetzt standen sie stumm und wie betäubt da, während die Dämmerung sich allmählich auf die Berge zu senken begann.

„Ihr glaubt, daß ich meinen Verstand verloren habe,“ sagte Drylyn. „Aber seht,“ er holte sein Messer hervor, „mit diesem Messer habe ich es getan! Mit diesem Messer, sage ich euch.“

Sie blickten stumm auf das Messer in seiner Hand.

„Der da,“ fuhr Drylyn auf den Toten zeigend fort, „hatte sich zwischen sie und mich gedrängt. Ich wollte ihn auch umbringen! Das wäre mein Recht gewesen.“ Er sah auf das Messer nieder und drehte es hin und her. Als er ausblickte, laß er zweifelndes Staunen in den Gesichtern seiner Kameraden. „Ihr glaubt mir immer noch nicht,“ schrie er wild. „Aber ihr sollt mir glauben! Ich kann es euch beweisen.“

Er rannte an den Bach hinunter und kehrte mit seinen blutgetränkten Weinleibern in der Hand wieder. Entsetzt wichen die Männer vor ihm zurück.

„Glaubt ihr noch, daß es bei mir im Kopfe nicht ganz richtig ist?“ fragte er und warf die Weinleider hin. „Ich bin vollkommen ruhig, so ruhig, wie diese große Tanne da.“

Erwartungsvoll blickte er die Männer an. „Nun macht aber rasch ein Ende!“ Aber keiner rührte sich.

„Ich habe das Recht zu fordern, daß ihr es rasch macht. Mit dem da habt ihr es rasch genug gemacht,“ sagte Drylyn, mit der Hand auf den Toten zeigend.

Die Männer folgten mit ihren Blicken der Bewegung seiner Hand und starrten schweigend zu dem unschuldig Gerichteten empor — dann blickten sie wieder den Schuldigen an.

Der Kalifornier schüttelte den Kopf. „Es ist merkwürdig,“ sagte er langsam. „Man müßte es tun — aber man kann es jetzt nicht! Man kann nicht schießen, wenn die Flinte abgeschossen ist.“

Der schwerfällige Drylyn blickte seine Kameraden erwartungsvoll an. „Ihr wollt nicht?“ fragte er.

„Geh du nur irgendwo anders hin — hier bei uns kannst du nicht bleiben,“ entgegnete der Kalifornier.

Drylyns Augen liefen über die Gräben und die Goldgruben, über die nahen Hütten und die fernen Hügel hin und blieben dann an dem Toten haften. „Ihn und mich — uns beide,“ murmelte er. „Das war nicht recht. Ihn und mich. . .!“ Plötzlich brach er in die Worte aus: „Aber er soll nicht denken, daß ich so bin. . .!“ Ehe die Männer es verhindern konnten, warf er sich zu Boden, und das Messer bohrte sich in seine Brust.

„Scherif,“ begann er, aber seine Stimme versagte. „Ich — werde — ihn — einholen,“ flüsterte er. „Er — wird — alles — erfahren. Legt mich — an — seine — Seite — —“

Sie taten es.

* Prospektoren nennt man in Amerika Leute, die das Land durchwandern, um nach Gold zu suchen. Auch Wassersucher werden manchmal so genannt.